

FARIBA
VAFI

KELLER
VOGEL

ROTBUCH



ROMAN

FARIBA VAFI

KELLERVOGEL

FARIBA VAFI

KELLERVOGEL

ROMAN

Aus dem Persischen von Parwin Abkai
Mit einem Nachwort von SAID

ROTBUCH VERLAG

eISBN 978-3-86789-570-5
Deutsche Erstausgabe, 1. Auflage
© 2013 by Rotbuch Verlag, Berlin
Titel der Originalausgabe: *Parande-ye man*
© 2002 by Nashr-e-Markaz Publishing Company
Authorized translation from Persian language edition
published by Nashr-e-Markaz Publishing Company, Tehran, Iran
Umschlaggestaltung: Katharina Fuchs, Rotbuch Verlag
Umschlagabbildung: Bridgeman Art / Look and Learn

Ein Verlagsverzeichnis schicken wir Ihnen gern:
Rotbuch Verlag GmbH
Alexanderstraße 1
10178 Berlin
Tel. 01805 / 30 99 99
(0,14 Euro/Min., Mobil max. 0,42 Euro/Min.)

www.rotbuch.de

1

Das hier ist die Volksrepublik China. Ich war noch nie in China, aber ich stelle mir vor, es muss dort wie in unserem Viertel aussehen. Jedenfalls ist unser Viertel wie China voller Menschen.

Man sagt, auf den Straßen von China sind keine Tiere anzutreffen. Wo man auch hinschaut, sieht man nur Menschen. So gesehen ist unser Viertel besser als China, wir haben hier eine streunende Katze, die vorn auf der Terrasse sitzt, und der Nachbar im dritten Stock besitzt angeblich einen Papagei. Wir haben auch einen Vogelhändler in unserer Straße.

Als wir hierher zogen, beschloss ich, das Haus unbedingt zu mögen. Ohne diesen Entschluss wäre keine Liebe aufgekommen. Es war schrecklich laut hier, und am ersten Tag, um uns gleich eine Vorstellung von dem Lärm durch die Nachbarschaft zu geben, schlug Herr Hashemi seine vierzehnjährige Tochter mit der Peitsche. Seine Beschimpfungen waren ein Gemisch aus mehreren Sprachen, und sie prasselten wie ein Hagel von Kieselsteinen auf unseren Hinterhof hinab.

Meine Mutter sagt: »Euer Viertel ist wie eine Rumpelkammer, man findet alles darin.« Sie hat recht. Unsere Straße ist reich gesegnet. Wir haben einige Bäcker und Hunderte Gemischtwarenhändler. Anfangs fiel mir die Entscheidung schwer, bei wem ich einkaufen sollte, ohne einen anderen zu kränken. Wir haben so viele Obst- und Gemüseläden, dass es für alle reicht.

Aber die Gehsteige haben meiner Liebe einen herben Dämpfer versetzt. Sie sind eng und schmal, so dass man unmöglich nebeneinander hergehen kann. Entweder gehst du voran oder du bleibst zurück. Entweder läufst du ganz schnell oder du bleibst

stehen, um jemanden vorbeizulassen. Wenn du den Blick senkst, siehst du die Flecken. Auf den Gehsteigen sind viele Flecken: Pfützen, Speichel, Öl oder zertretenes Gemüse, bestens geeignet für Psychologiestudenten, die etwas über menschliche Phantasien erfahren möchten.

Der Anblick, der sich einem bietet, wenn man von der Straße aufschaut, ist wirklich nichts, worauf man sich etwas einbilden kann. Die Dachlandschaft ist schwarz vor Ruß, und die Wäsche, die an den Leinen hängt, sieht aus, als hätte man sie ungewaschen aufgehängt. Die Häuser sind abwechselnd hoch und niedrig und stehen dicht gedrängt. In jeder Gasse sieht man halbfertige Häuser und eine Unmenge von Eisenträgern, Zementsäcken, Schubkarren und Lastwagen beladen mit Erde. Überall werden die alten Häuser abgerissen. An ihrer Stelle entstehen Apartments. Die eingestaubten Rosen- und Jasminsträucher an den Trümmerhäusern inspirieren nicht einmal mehr einen Dichter. Hier und da tauchen neue Häuser auf, leicht zurückgesetzt, mit kleinen Balkonen und vergitterten Eisentüren. Unser Viertel gleicht einem Gigolo mit Sonnenbrille, nach hinten gekämmten Haaren und ausgetretenen Schuhen.

Den Park unten an der Straße habe ich gleich in der ersten Woche entdeckt. Hier trifft man mehr Menschen als Bäume. Die alten Männer des Stadtviertels sitzen aufgereiht auf einer Bank. Sie sehen aus, als wären sie in einer Vitrine ohne Glasscheiben öffentlich zur Schau gestellt worden.

Wenn wir in den Park gehen, genauer gesagt zu diesem kleinen, dreieckigen Platz am Ende der Straße, rennen die Kinder zur Schaukel und zur Rutsche auf dem Spielplatz. Dort herrscht viel Lärm, und Staubwolken wirbeln empor. Man könnte meinen, es ist ein kleiner Winkel der Hölle.

Amir und ich drehen unsere Runden und stellen uns gegenseitig unsere Zukunft vor. Ich suche mir immer die bestaussehenden Männer aus. Ich möchte nicht auf einen halbblinden Mann mit Glatze zeigen und sagen: »Das ist deine Zukunft.« Mein alter Mann ist nicht so gebeugt, dass er die Wipfel der Bäume nicht mehr sehen kann. Auch wenn seine Schultern schmal und zerbrechlich wirken, blitzen in seinen Augen, sogar hinter der dicken Brille, noch Liebe und Neugier auf. Amir dagegen zeigt auf eine alte Frau, die aussieht

wie eine zerknüllte Papiertüte, und sagt: »Das bist du in zwanzig Jahren.«

Wenn ich von unserer Straße zur nächsten Kreuzung gehe, komme ich mir vor wie in Indien. Ein Land voller Gerüche. Sie füllen den leeren Raum zwischen den Menschen und verändern sich mit jedem Atemzug. Die Gerüche vermischen sich, und meine Nase kann sie einen Augenblick lang nicht mehr unterscheiden. Wir gehen am Joghurtladen vorbei, und ich rufe nach meinem Sohn Shahin. Es riecht so stark, dass meine Nasenflügel zittern. In diesem Moment wird mir bewusst, dass der Unterschied zwischen dem Geruch von warmer Milch und gekochten Kaldaunen so wesentlich ist wie der Unterschied zwischen Bauchschmerzen und einem Magengeschwür.

Ob China oder Indien, es wimmelt hier jedenfalls von Menschen, vor allem Kindern. Kaum zu glauben, wie viele Kinder es hier gibt. Amir meint, es sind sogar noch mehr Drogensüchtige. Kurz nach dem Mittagessen füllt sich die Gasse mit Kindern. Selbst den Parkplatz bevölkern sie. Auch das Treppenhaus. Auf einem Aushang im Treppenhaus werden die Bewohner gebeten, die Kinder während der Mittagsruhe nicht in den Hof zu schicken.

Der Hausverwalter sagt: »Jeden Monat hänge ich einen neuen Zettel auf. Und in der nächsten Minute wird er wieder abgerissen.«

Er lacht. Er hat selbst drei Kinder.

2

Unser Haus misst fünfzig Quadratmeter. Es ist so groß wie der Garten eines mittelgroßen Hauses im Norden der Stadt. Daher sagt Amir: »Sag nicht immerfort ›mein Haus, mein Haus‹.«

Das ist das neunte Haus, in das wir eingezogen sind, und bei diesem Haus habe ich ein Gefühl wie bei keinem zuvor. Amir schämt sich, solche Gefühle zuzulassen, geschweige denn sie auszusprechen.

Aber ich möchte über unser Haus sprechen. Unser Haus, denn wir sind hier keine Mieter. Vermieter sind sicherlich keine Teufel, aber sie können einem durchaus das Leben zur Hölle machen.

Jetzt dürfen wir unsere Möbel hin und her schieben, ohne Angst haben zu müssen, gegen die Wand zu donnern. Die Kinder dürfen laut sprechen, spielen, schreien und sogar rennen. Ich kann endlich die elende Angewohnheit ablegen, »leise, leise« zu rufen.

Ich fühle mich frei und will auch frei darüber sprechen, aber Amir erlaubt mir nicht, ein so bedeutendes Wort für so ein belangloses und alltägliches Gefühl zu benutzen. Freiheit habe in globaler Dimension und im geschichtlichen Kontext eine Bedeutung. Aber nicht doch in einem schäbigen, lediglich fünfzig Quadratmeter großen Haus in einem lärmenden Viertel in einem Dritte-Welt-Land. Wie kann ich nur so dumm sein?

Solange Amir zu Hause ist, darf ich nicht dumm sein. Also warte ich, bis er das Haus verlässt.

Der Hinterhof ist erfüllt von Koriandergeruch. Der Nachbar über uns hat eine Kräutermühle und zerkleinert damit kiloweise Kräuter. Es dauert ein paar Wochen, bis ich mich an diesen Geruch gewöhnt habe. Die Vorhänge haben sich viel schneller daran gewöhnt. Sie riechen jetzt nicht mehr nach Stoff, sondern nach Koriander.

Ich setze mich auf einen Küchenstuhl und schaue auf unseren Hinterhof. Er ist immer voller Gerüche, Stimmen und Mücken. Die Mauern sind aus Beton, und über unserer Küchentür aus Glas sind drei gleiche Fenster eingesetzt. Leider ist der Himmel so weit weg. Um ein Stück Himmel zu sehen, muss man den Nacken so weit nach hinten beugen, dass er Falten wirft. Wir haben uns viel Mühe gegeben, um den Hinterhof schöner zu gestalten. Ich habe ein kleines Sonnendach einbauen lassen, eine helle Lampe über der Glastür angebracht und hier und da ein paar Topfpflanzen hingestellt. Die Kinder haben allerhand Krimskrams an die Wände gehängt.

Ich sollte eigentlich aufstehen und das Licht anschalten. Das Licht im Haus ist ungleichmäßig verteilt, in der Küche ist es schon Nacht, im Wohnzimmer noch Nachmittag und im Schlafzimmer helllicher Tag. Ich rufe nach Shadi und Shahin. Wo stecken die Kinder wieder? In den ersten Wochen fühlten sie sich in der neuen Umgebung fremd und prügelten sich ständig, aber jetzt kann sie nichts mehr im Haus halten. Wenn sie nicht da sind, scheinen alle Geräusche mit ihnen verschwunden zu sein. Zu dieser Nachmittagsstunde ist das Haus selten so leer und still. Nach dieser Ruhe habe ich mich nicht geseht. Es überkommt mich ein Zustand der Verlassenheit. Als ob alle weg wären und mich vergessen hätten.

Ich schlage die Beine übereinander und starre die Betonwand im Hinterhof an. Ich kann an nichts anderes denken als an die Fortführung der Wand nach oben und an die Küchenfenster, die nur Essensgerüche ausdünsten. Warum starre ich ständig die Wand an? Es wäre besser, den Stuhl zu drehen. Manchmal genügt eine kleine Drehung des Stuhls, um sich wohler zu fühlen.

In diesem Augenblick höre ich Stimmen. Der Unterschied zwischen diesem Haus und den früheren liegt darin, dass die Wände weder Kälte noch Feuchtigkeit durchlassen. Sie lassen Stimmen durch. Keine einzige Wand dieses Hauses ist eine richtige Wand. Es sind Gipsschichten, und sie speichern Geräusche aus anderen Leben, um sie im richtigen Moment wieder freizugeben. Hier braucht man sein Ohr nicht an die Wand zu pressen. Man hört die Stimmen schon von weitem gedämpft und leise.

Aber dieses Geräusch ist nicht von dieser Welt. Es kommt von sehr weit her. Von jenem fernen Stück Himmel. Es klingt wie ein

Herzschlag. Es ist keine Tonbandaufnahme. Es ist live. Ein Tamburin! Jemand spielt auf einem Tamburin. Ein Tamburin in diesem Haus? Der Klang wird immer heftiger, lauter als alle anderen Geräusche.

Wie ein Embryo, der im Zeitraffer wächst und sich vollständig entwickelt, fange ich an zu wachsen. Ich werde riesig und löse mich vom Stuhl. Der Hinterhof erwacht zum Leben. Die Wände weichen zurück. Der Klang des Tamburins kommt aus dem Fenster im vierten Stock. Ich bewege meine Arme und wirble herum, sehe zum Fenster im vierten Stock hinauf. Es sieht jetzt anders aus als die anderen Fenster.

Dann schließe ich die Augen und lausche meinem Herzschlag. Wenn ich die Augen wieder öffne, stehen Shahin und Shadi mitten in der Küche und starren mich mit offenen Mündern an.

3

Ich verkaufe dieses Haus«, sagt Amir.

Ich mag keine überraschenden Nachrichten. Ich brauche immer eine gewisse Vorbereitung und kann unmöglich spontan sein.

Deswegen hinke ich immer mit allem hinterher. Zu Hochzeiten und Beerdigungen komme ich auch zu spät. Meine Mutter pflegt zu sagen: »Wozu braucht die Braut Henna, wenn die Hochzeit schon vorbei ist?« Amir sagt: »Wer die Warnsignale ignoriert, muss das Ereignis auf einmal verdauen.« Mir ist wie nach einer Magenverstimmung. Ich habe nicht mit Amirs Nachricht gerechnet.

Er sagt das erste Mal so etwas, seit wir hierher gezogen sind. Verkaufen bedeutet Weggehen, aber wir haben das Haus gerade erst gekauft, vor nicht ganz einem Jahr. Alle sind auf dem Parkplatz versammelt. Um uns das Vorstellen zu erleichtern, fragt uns der Mann, der der Hausverwalter sein wird, ob wir Eigentümer oder Mieter seien. Als ich an der Reihe bin, sage ich: »Eigentümer.« Und wundere mich über den süßen Klang des Wortes. Ich gehe wieder hoch und genieße das Wort wie ein Stück Schokolade, das im Mund auf einmal seinen vollen Geschmack entfaltet. Eigentümer. Mein Gott, ich bin Eigentümer! Eigentümer!

Durch dieses Wort fühle ich mich wichtig. Ich bin kein Häufchen Elend mehr, nicht mehr ohne ein schützendes Zuhause. Das sind meine Wände und meine Treppen. Bad und Dusche gehören uns. Eine Zeitlang hat mich der Zauber dieses Wortes begleitet. Ich kann kaum begreifen, welche Wirkung von diesem Wort ausgeht. Eigentum kann so berauschend sein.

»Hörst du, was ich dir sage? Ich werde das Haus verkaufen. Ich brauche das Geld. In den nächsten Tagen kommt der

Immobilienmakler, um sich das Haus anzuschauen.«

Ein Vorteil des Älterwerdens ist, dass man nicht sofort die Fassung verliert. In nur wenigen Sekunden wähle ich eine von mehreren Antworten aus. Ich halte es nicht für nötig, aufzustehen und zu schreien. Ich kann das Haus auch im Sitzen verteidigen.

»Du wirst das Haus nicht verkaufen!«

Der Klang meiner Stimme gefällt mir. Er ist weder zittrig noch besorgt. Er ist selbstsicher.